



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Zehn Auflagen.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

hebt und in der Manier jener Zeit die moralische Wirkung der Schaubühne betont. Der Senat zeigte jedoch für die Bestrebungen der Neuberschen Truppe nicht das gleiche Verständnis wie der Herzog Karl Friedrich von Schleswig-Holstein — dessen Privileg gleichfalls hier zum erstenmale abgedruckt ist — und schlug die Bitte ab.

Was uns der Verfasser über die Zeit des allmählichen Sinkens der Truppe neues zu sagen weiß, bezieht sich fast ausschließlich auf die Personalien des Neuberschen Ehepaars. Die literatur- und kulturgeschichtlichen Ergebnisse dieser letzten Partien des Buches sind überaus dürftig, zumal da der Verfasser die für die Reformbewegung so verhängnisvolle Konkurrenz der französischen und der österreichischen Wandertruppen ganz unberücksichtigt gelassen hat. Hoffen wir indeß, daß das beigebrachte neue Material recht bald zu einer Biographie verwertet werde, die der Wichtigkeit des Gegenstandes angemessen ist und höheren Anforderungen entspricht.

Die Verlagshandlung hat den Wert des Buches durch getreue Nachbildungen alter Handschriften und Theaterzettel in dankenswerter Weise erhöht. Am Anfange finden wir auch ein Porträt der Neuberin, leider nicht die getreue Wiedergabe eines authentischen Bildes, sondern nur eine mit Benutzung alter Porträts willkürlich entworfene Phantasiezeichnung.

Leipzig.

W. Creizenach.



Zehn Auflagen.



ie poetische Vegetation zeigt gegenwärtig eine solche Üppigkeit, daß wohl nur noch gewerbsmäßige Rezensenten und müßige Damen sich „auf dem Laufenden“ zu erhalten vermögen. Wen andre Beschäftigungen in Anspruch nehmen, ohne daß er darüber den Sinn für die Erscheinungen im geistigen Leben der Nation eingebüßt hätte, der darf nicht ohne wehmütige Empfindung daran denken, daß es eine Zeit gegeben hat, welche mehr Zeit hatte, in welcher aber auch nicht so große Anforderungen an die Zeit gestellt wurden, eine Zeit, wo der neue Musesalmanach oder ein neues Drama Genuß und Stoff zu ästhetischen Erörterungen für viele Monate gewährten. Und wenn wir Heutigen auch nicht alles bewundern mögen, was unsre Großeltern entzückte, so können wir doch im großen und ganzen ihren Geschmack nicht tadeln; wir bilden uns sogar ein, manches Werk besser zu schätzen als sie es thaten, und was für sie den Reiz des Neuen hatte, ist für uns das immer neu bleibende Alte, Vertraute. Dieses wollen wir um

keinen Preis entbehren, zu diesem stets wieder zurückkehren zu können, sparen wir uns die Minuten ab; woher sollen da die Stunden kommen für das Neue, das nur zu oft nichts weiter ist als neu?

So erfährt denn unferneins von der Existenz manches Dichters erst dann, wenn derselbe schon hoch und weit und breit berühmt ist. Darein muß man sich finden in dem Bewußtsein, daß die Berühmtheiten gewöhnlich rasch von neuen Berühmtheiten abgelöst werden, und daß, wer Geduld hat, mit seinen alten Lieblingen, wie mit seinem altmodischen Hute, immer wieder in die Mode kommt. Aber beschämend bleibt es doch. Ich bin z. B. oft in halb ungläubigem, halb vorwurfsvollem Tone gefragt worden: „Wie? Sie kennen Julius Wolff nicht, den großen Dichter nicht, dem alle Kritiker bezeugen, daß er gleich mit seinem ersten Werke »einen Kernschuß ins Schwarze« gethan, und mit jedem folgenden die früheren überboten hat? Dessen Dichtungen bereits in zehn Auflagen verbreitet sind?“ Zehn Auflagen! Allerdings erinnerte ich mich gehört zu haben, daß umsichtige Verleger gleich mehrere Auflagen auf einmal drucken sollen; indessen flößen zehn Auflagen immerhin Respekt ein. Und als ich dann hörte, Julius Wolff sei der ebenbürtige Rivale Scheffels, nahm ich dankbar aus den Händen einer belesenen Dame eins von seinen Büchern entgegen, um meine sträfliche Unterlassungssünde wieder gut zu machen.

Zu meinem Bedauern mußte ich ihr bei Ablieferung des geliehenen Buches bekennen, daß mir dessen Vorzüge nicht ganz klar geworden seien. Allein sie bemerkte, der Dichter dürfe nicht nach diesem Erstlingswerke beurteilt werden, und reichte mir ein zweites. Das zweite mißfiel mir ganz entschieden. Sie wollte auch dies nicht in Schutz nehmen, ein drittes werde mich aber gewiß umstimmen. Auf diese Art habe ich gewissenhaft drei Bändchen Verse, zierlich in Leinen gebunden und mit Kopfleisten ausgestattet, durchgelesen. Wahrscheinlich kommt die wahre Poesie erst im vierten oder fünften; doch mir war die Lust zu weiterem Studium vergangen.

Vergebens frage ich mich, was ein Publikum, welches — um von den großen Toten abzusehen — einen Gottfried Keller, einen Victor Scheffel, einen Paul Heyse, einen Theodor Storm besitzt, in diesen Reimereien gefunden haben könne. Die Antwort, Wolff sei eben ein Modepoet, löst den Zweifel nicht. Es ist ja richtig, daß das große Publikum stets Lieblinge gehabt hat, welche nach kurzem Glanze der wohlverdienten Vergessenheit anheimfielen. Doch war deren flüchtige Beliebtheit dann stets auf bestimmte gute oder schlechte Eigenschaften zurückzuführen, es fand sich immer eine Beziehung zwischen ihrer Richtung und der Stimmung des Tages. Claren traf den Ton für eine Gesellschaft, welche so schwere und so große Zeiten durchlebt hatte und Erholung in gedankenlosem Genusse suchte. Herwegh und Redwitz, welche natürlich nicht mit Claren auf eine Stufe gestellt werden sollen, gaben dem Freiheitsrausche und dem Kagenjammer nach demselben den prägnantesten Ausdruck. Aber welche

Seite berühren diese gereimten Erzählungen von Julius Wolff so sympathisch, daß der Leser sich über deren völlige Wertlosigkeit auch nur einen Augenblick lang täuschen lassen könnte?

Den Bescheid darauf sollte uns vor allem das „Schelmenlied Till Eulenspiegel redivivus“ geben. Das „am Grabe Till Eulenspiegels in Mölln, den 3. August 1874“ datirte Einleitungsgedicht vermißt sich ja, wie es denn überhaupt ein beneidenswertes Selbstgefühl athmet, den weisen Narren zu schildern und zu malen:

Wie er lebendig wieder, statt der alten,
Der neuen Zeit den Spiegel vorgehalten,
Ihr alle Thorheit hätte heimgezahlt.

Das läßt sich hören. Daß der gesunde Menschenverstand auch im Leben der Gegenwart Stoff genug zu witziger Kritik findet, unterliegt keinem Zweifel. Auch hat schon mancher sich Eule und Spiegel auf sein Wappenschild gemalt; doch war in der Regel damit die Ähnlichkeit erschöpft. So überflüssigerweise wie diesmal ist aber schwerlich schon der alte Schalk in seiner Grabesruhe gestört worden. Der Dichter meint Tills „unsterblich Lachen“ gehört zu haben. Das ist nicht unmöglich, nur dürfte Herr Wolff es falsch gedeutet haben. Es sähe ja dem echten Eulenspiegel nicht unähnlich, daß er sich bei einem Zubringlichen durch einen armen Narren vertreten ließe von jener Art, die von allen Karnevalsfesten bekannt ist, durch einen Philister, welcher glaubt, mit der bunten Kappe müsse ihm auch der schlagfertige Witz kommen. Dergleichen Figuren sind auch komisch, wenn schon anders, als sie es meinen. Daß aber jemand bewundernd hinter einem solchen frostigen Spaßmacher herzieht, ist gewiß viel komischer, vor allem seltener.

Der angebliche Eulenspiegel und der Dichter begeben sich nun miteinander auf die Rheinreise und sind entschlossen, ganz unerhörte Streiche auszuführen. „Witz, Spott, Humor“ ist das dritte Wort, „Betrüger grob und fein und Lumpe groß und klein“ sollen zu Paaren getrieben werden. Zuerst kneipen sie in Köln mit einem „Redakteur, einem bösen Demokraten,“ und hier führt Eulenspiegel wirklich eine grandiose Eulenspiegelei aus. Der Redakteur sagt, am liebsten hinge er seine Zeitung an den Nagel:

Till lachte auf in hellem Ton:
„Ist's weiter nichts? Da hängt sie schon!
Nun komm, schlag ein, mach's rund und glatt!“
Da hatte er das Zeitungsblatt
Vom Tische flugs an einem langen
Wandnagel richtig aufgehangen.

Diese Stelle mag zugleich als Probe dienen, wie die Erzählung an dem Reimgeländer blindlings hintastet.

Ist die Ausbeute des ersten Tages nicht reich, so erscheint Till in blendendem Lichte während der Dampfsschiffahrt. Einen Kaplan bringt er durch

die geistreichsten Fragen ins Gedränge, z. B. ob ein gegessener Hering als Hering wieder auferstehen werde, und was zu thun sei, wenn eine arme Seele im Fegefeuer „nicht beichten wolle und Buße thun.“ Offenbar ist sein Gegner auch nur ein falscher Kaplan, da ein rechter sich kaum in einen Disput mit einem Manne einlassen würde, dessen Wissen und Bildung kaum an das Niveau der in Zigarren oder Schaumwein „machenden“ Herren heranreicht. Übrigens ist Till nicht etwa konfessionell befangen. Denn bei einer andern Gelegenheit will er platterdings einen Mann prügeln, weil derselbe im Habit eines Pastors und in „einem Büchelchen mit goldnem Schnitt“ lesend auf der Landstraße spazieren geht. Er erkennt nämlich in demselben sofort den „Heuchler und Verräter,“ und setzt in einer mehrere Druckseiten einnehmenden Rede, welche sich als Leitartikel im „Berliner Tageblatt“ sehr passend ausnehmen würde, auseinander, daß unser Geschlecht nicht frei werden könne, so lange es Dogmen und Sakramente dulde. Nun wissen wir, was mit dem „Schuß ins Schwarze“ gemeint war: Eulenspiegel ist ein Fortschrittsmann geworden, und der wahre Liberalismus besteht ja in der rohesten Unduldsamkeit gegen alle, die sich noch zu irgend einem Glauben bekennen.

Solcher „Hausknechtswitz“ — ein Ausdruck, welchen Eulenspiegel redivivus selbst gebraucht — wechselt anmutig ab mit einer Sentimentalität, welche auf den Beifall der Lademamsells Anspruch hat, und mit Liedern, welche textbedürftigen Komponisten dringend empfohlen werden können. Weil Scheffel und Medwig in ihre poetischen Erzählungen lyrische Kleinigkeiten eingeflochten haben, glauben deren Nachahmer, jedes Gedicht, das sie verfertigt haben, dürfe „angebracht“ werden, ob es in irgend einem Zusammenhange zur Geschichte oder Situation stehe, ob es auch nur zum Charakter des Sängers passe oder nicht. Es ist dieselbe Methode, nach welcher die modernen Operetten entstehen: ein Duzend Refrainlieder, ein Walzer machen das Glück des Werkes; wem sie in den Mund gelegt werden, ist gleichgiltig. Das Übelste an Wolffs Liedern ist aber, daß sie meistens den „Volkston“ anschlagen wollen. Jemand, der sich einbildet, das Wesen des Volksliedes liege in dem Äußerlichen und lasse sich nachmachen, der beweist allein schon dadurch, daß er keine Ader eines Dichters hat. Die vielverspotteten Idyllendichter des vorigen Jahrhunderts stehen bergehoch über diesen eingebildeten Realisten; Bürger war ein Volksdichter, nicht weil er mit dem „Hophophop“ u. s. w. Mißbrauch trieb, sondern trotzdem. Bei Wolff haben wir abermals den Maskenball vor uns. Ein junger Elegant hat eine Toppe angezogen, tritt seiner Tänzerin auf die Füße, schreit juhu! und glaubt nun ein echter Bauer zu sein.

Blauäugelein hatte ein Mägdelein,
Die strahlten dem Knaben ins Herz hinein:
Vergißmeinnicht!

Der Knabe zog in die Welt hinaus,
Da blühte und welkte manch' Blumenstrauß.
Vergißmeinnicht!

Oder:

Zu Holz! zu Holz! in Bruch und Fließ
Da liegt manch' hauend Schwein,
Dem stoß' ich meinen Federspieß
Wohl ins Gebrech hinein.
Weß', Eber, weß'!
Hu, Sau! heß! heß!
Dich sollen ermüden
Wohl lautende Müden,
Hift! hift! halloho!
Tjuho! dorido!

Solche Verse lassen sich freilich ellenweise machen, wenn einer nur Zeit und Geduld hat. Der gute Robert Reinick hat sich auch ähnliche Dinge zu Schulden kommen lassen, z. B.:

Trala, trali,
Wie schön ist sie!
Trali, trala,
Bald bin ich da.

Aber bei dem war das nicht Manier, er hatte einen volkstümlichen Zug, sang wie ein lustiger Geselle in den Tag hinein, harmlos, anspruchlos, und neben solchen Klangspielereien hat er uns echte, empfundene, sinnige Lieder gegeben, die nicht verdienen vergessen zu werden.

Und eben das Anspruchsvolle, Manierirte bei Wolff, welcher der Capo einer ganzen Schaar zu sein scheint, rechtfertigt ihm gegenüber ein strenges Urtheil. Ich mag mich auf den widerwärtigen „Mattenfänger“ und den herzlich langweiligen „Wilden Jäger“ gar nicht näher einlassen. Das eine wie das andre Stück charakterisirt den Mangel an Pietät vor den Überlieferungen der Volksmuse in eben so hohem Grade wie der „Eulenspiegel.“ Die Personifikation des bäurischen Humors und Wizes, der mit seinen derben Waffen die Überhebung der höheren Stände, auch des Bürgerstandes, ad absurdum führt, der auch die Pfaffen hänfelt und geißelt, aber nicht, weil sie etwas glauben und verkünden, was er nicht glaubt, sondern weil sie sich Blößen geben, sich durch ihre Thaten in Widerspruch zu ihren Worten setzen — dieser Prachtkerl muß sich dazu hergeben, wie ein Dorfkomödiant, welcher den Faust aus dem Stegreif spielt, mit gespreizten Tiraden um sich zu werfen und Tagespolitik zu machen; und tief-sinnige Sagen und Legenden sind eben gut genug, daß aus ihrem Leibe banale Liebesgeschichten geschnitten werden. Diesen Herren Dichtern könnte es doch einerlei sein, ob ihre Helden Hinz oder Kunz heißen, in Buxtehude oder in Hameln ihr Wesen treiben. Darum sollten sie die alten, ehrwürdigen Herren in Ruhe lassen. Oder haben sie das heimliche Gefühl, wie wenig die Welt sich um ihre Dich-

tungen kümmern würde, wenn nicht Berühmtheiten ungefragt bei denselben Gevatter stehen müßten?

Ein bescheidenes deskriptives Talent will ich Julius Wolff nicht abprechen. Aber wenn man wiederholt auf Stellen trifft wie die folgende:

Hornköpfchen fängt den Reigen an
Mit Moschuskraut und Varentraube,
Steinsame, blauer Sundermann
Und Purpurnessel dann, die taube,
Maiglöckchen, Himmelschlüßlein,
Maßlieb, Windröschen blühen, die weißen,
Erbslauch, Sinngrün, Gedenkemein,
Goldmilz und wie sie alle heißen . . .

so möchte man dem Verfasser anraten, lieber gleich versus memoriales für den Unterricht in der Botanik an Mädchenschulen zu machen; da könnte seine Poesie vielleicht einigen Nutzen bringen.



Die russischen Chauvinisten.



seit Wochen schon beschäftigte sich die deutsche und die englische Presse mit den Beziehungen Rußlands zu seinen unmittelbaren Nachbarn im Westen, Beziehungen, welche durch die bekannten Reden des Generals Stobeleff und manche Erscheinungen, die sie begleiteten und ihnen folgten, zwar nicht getrübt, aber immerhin in ein eigentümliches Licht gestellt worden waren. Wir vermochten diesen Äußerungen eines ehrgeizigen Militärs anfangs nicht so viel Gewicht beizulegen wie andre, und wir neigten, der Ausdauer gegenüber, mit welcher die Zeitungen die Möglichkeit ernster Bedrohung des Weltfriedens von Osten her erörterten, halb und halb der Meinung zu, dieses anhaltende Geräusch könne gewissen Börsenzwecken dienen sollen, mit andern Worten, eine von Rußland ins Auge gefaßte Anleihe zu hintertreiben bestimmt sein. Man weiß ja, welches Element die Börse und die Presse beherrscht, und man weiß, daß dieses Element von den Russen unter der jetzigen Regierung nicht bloß nicht die gehoffte Förderung erfahren hat, sondern im Gegenteil mehrfach beschränkt und den Ausbrüchen der Volksjustiz gegenüber ohne genügenden Schutz gelassen worden ist. Sene Auffassung war also nicht uneben, und sie hat wohl auch jetzt noch eine gewisse Berechtigung. Dennoch sind wir jetzt überzeugt, daß sich der Eifer der Presse in der fraglichen Angelegenheit nur zum kleineren Teil auf diese Weise erklärt, und daß in der That am östlichen Horizont wieder Wolken den Himmel ver-